

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 31

Artikel: Künstliche Inseln als Stützpunkte für den Transozeanflug

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

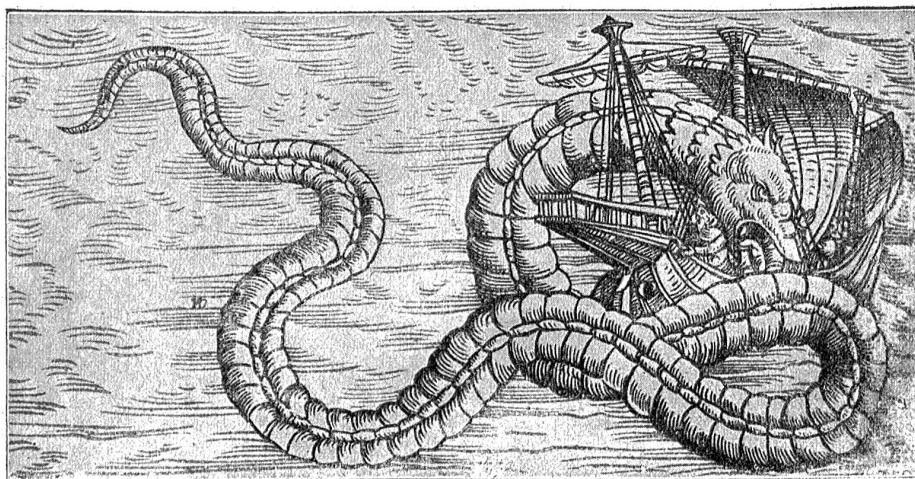
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

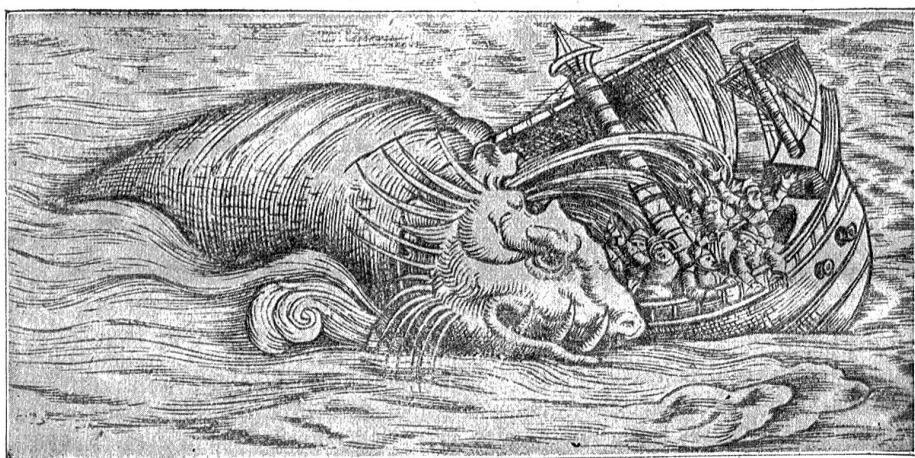
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Urbild der berühmten „Seeschlange“, Holzschnitt aus Konrad Gesners „Fischbuch“ von 1598, nach Olaus Magnus. „By Norwegen“, lautet der Text, „in stillen Meer erscheinen Meerschlangen 300 Schuh lang, sehr verhaft den Schiff leuten; also daß sie zuzeiten ein Menschen auf dem Schiff hinnemmen und das Schiff zu Grund richten.“



Walisch, ein Schiff versenkend. Holzschnitt aus Konrad Gesners „Fischbuch“ von 1598, nach Olaus Magnus.

Und doch hat auch die Seeschlange, wie jeder Sachbegriff in der Welt, ihren Sinn und Ursprung. Einmal gibt es wirkliche Wasserschlangen und zwar nach Meyer im Meere von Madagaskar bis Panama etwa 50 Arten; doch werden die der größten Art nicht viel über zwei Meter lang und können kaum als das Urbild des sagenhaften Seeungeheuers, das von fabelhafter Länge und Kraft sein soll, angesehen werden. Die echte Seeschlange wurde erstmals von Olaus Magnus (1555) und dann von Niclaus Gramius (1656) erwähnt und ist in Konrad Gesners „Fischbuch“ nach einem Holzschnitt als schreckhafter Wurm „300 Schuh lang“ dargestellt, wie er sich über einen Raufahrer stürzt und die Besatzung Mann für Mann verschlingt. Von demselben schweidischen Gelehrten, dem „Großen Olaus“, einem wahren Spezialisten in der Erfindung von Fabeltieren, stammt die Beschreibung des schiffversenkenden Walischs, dessen Bild wir (ebenfalls nach dem Holzschnitt des „Fischbuches“ von Gesner) obenstehend wiedergeben. In einem andern „naturwissenschaftlichen“ Werke des 17. Jahrhunderts, verfaßt von einem gewissen Johannes Zahn, einem Gelehrten aus dem Orden der Prämonstratenser, findet sich das Bild eines fischartigen Ungetüms, das am 8. April 1689 im Rhein gesehen worden sein soll. Und damit wären wir bei all den lokalen Sagen angelangt, die mit Wasserungeheuern zu tun haben. Sozusagen in jedem See oder Seelein existieren solche schlangenartige Ungetüme, die periodisch oder unver-

mutet plötzlich oder auf Provokationen hin aus dem Wasser steigen und „suchen, wen sie verschlingen“. So wird vom Egelsee bei Diemtigen — um nur ein Beispiel zu nennen — erzählt, er beherberge ein Ungetüm mit einem Röckopfe, das zeitweilig unplötzlich auftauche und ahnungslose Wanderer zu sich herunter ziehe.

Ganz zweifellos sind die Quellen dieser Vorstellungen von Wasserungeheuern in der gleichen Richtung zu suchen wie die für die Drachen- und Lindwurmsagen. Sie gehen auf uralte Menschheitserinnerungen zurück, die sich an die Existenz der riesenhaften Urwelttiere knüpfen, wie sie durch Knochenfunde und Gesteinsabdrücke bezeugt sind. Dazu kamen die Eindrücke, die die Seefahrer früherer Jahrhunderte von spielenden Delphinen und wasser dampf erzeugenden Walen oder fliegenden Fischen empfangen und heimgebracht haben. Ihre Phantasie gestaltete das Gesehene zu den Meerwundern um, die in einer Zeit, da die Naturforschung noch in den Kinderschuhen stand, in den Köpfen der Leute als ernsthaft geglaubte Vorstellungen hielten blieben. Heute weiß jeder Knirps Bescheid in der Zoologie und läßt sich durch Abbildungen von Fabeltieren, wie wir sie hier reproduzieren, nicht verblüffen. Einzig die Seeschlange ist, wie gesagt, noch nicht erledigt, weil die Nachrichtenpresse anscheinend ohne sie, die eine Art Brüllstein für die Leichtgläubigkeit des Leserpublikums geworden ist, nicht auskommen kann.

Das Meer.

Von Hermann Hiltbrunner.

Es ist das Sein, das niemals fragt
Und immer ganz und teilos ist,
Das nicht mehr will und nicht mehr sagt
Und schweigend seine Welt durchmischt.

Das Tiefen deckt und sie erfüllt
Und Höhen spiegelt gottesnah,
In Stürmen schreit, wenn Gott enthüllt
In seinem Spiegel sich besah.

Es ist gebannt, es kann nicht fliehn.
Es ist des Spiegels müd, doch spät,
Wenn alles tot ist, überziehn
Lichtschatten seine Majestät.

(Aus „Winter und Wende“. Bei Orell Füssli, Zürich.)

Künstliche Inseln als Stützpunkte für den Transoceananflug.

Künstliche Inseln — keine Utopie, sondern nahende Wirklichkeit. Wie man durch „Reclams Universum“ vernimmt *), hat in Wilmington (Delaware) ein großes ameri-

*) Wir verdanken der Zeitschrift auch unsere Abbildungen.

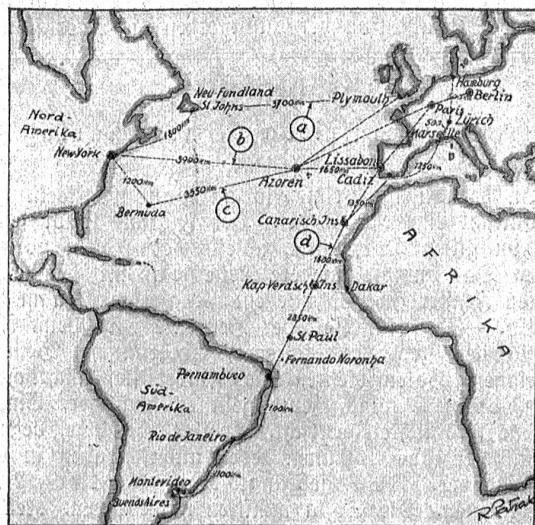
kanisches Werk den Auftrag zur Herstellung künstlicher Inseln erhalten, die als Zwischenstationen für den Flugverkehr über den Atlantik dienen sollen. Die Konstruktion stammt von dem Ingenieur Edwin Armstrong. Jede einzelne wird eine Größe von 400×130 Meter haben und neben dem Landeplatz für Flugzeuge eine Funkstation, Vorratsräume und ein kleines Hotel erhalten. Die Gesellschaft, die den Auftrag für den Bau erteilte, rechnet damit, sechs solcher Inseln im Jahre 1930 auf der Atlantik verankern zu können.

Nebenstehende Verkehrskarte deutet an, daß für den fünfzigen Transoceanflugverkehr vornehmlich 4 Linien in Frage kommen: eine nördliche (a), d. i. die Fluglinie England—St. Johns—New York, und zwei südl. Europa (Plymouth oder Paris)—Azoren—New York (b), oder Azoren—Bermuda—New York (c); dazu die südeuropäische Route: Italien oder Spanien—Canarische Inseln—Cap Verdeschen Inseln—St. Paul—Pernambuco (d).

Besondere Schwierigkeiten hat der Flieger von Ost nach West, d. h. von Europa hinüber nach Amerika zu überwinden, da er mit Gegenwinden bis zu 100 Kilometer in der Stunde rechnen muß. Das entspricht auf der Linie Plymouth—St. Johns bei einer angenommenen stündlichen Eigengeschwindigkeit von 150 Kilometer einer ununterbrochenen Flugdauer von zirka 75 Stunden. Diese lange Flugzeit bedingt die Notwendigkeit, den Flug zu unterbrechen, um Brennstoff und Öl aufzunehmen.

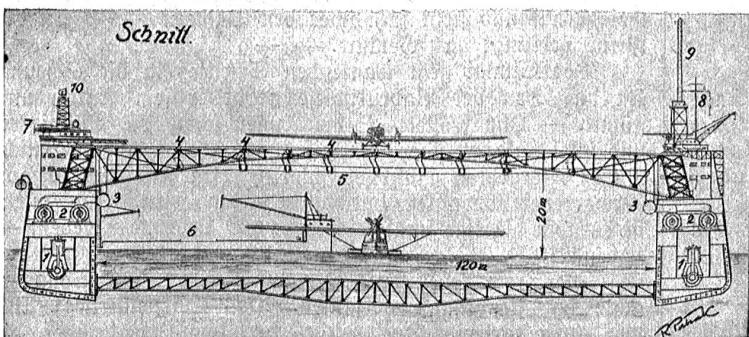
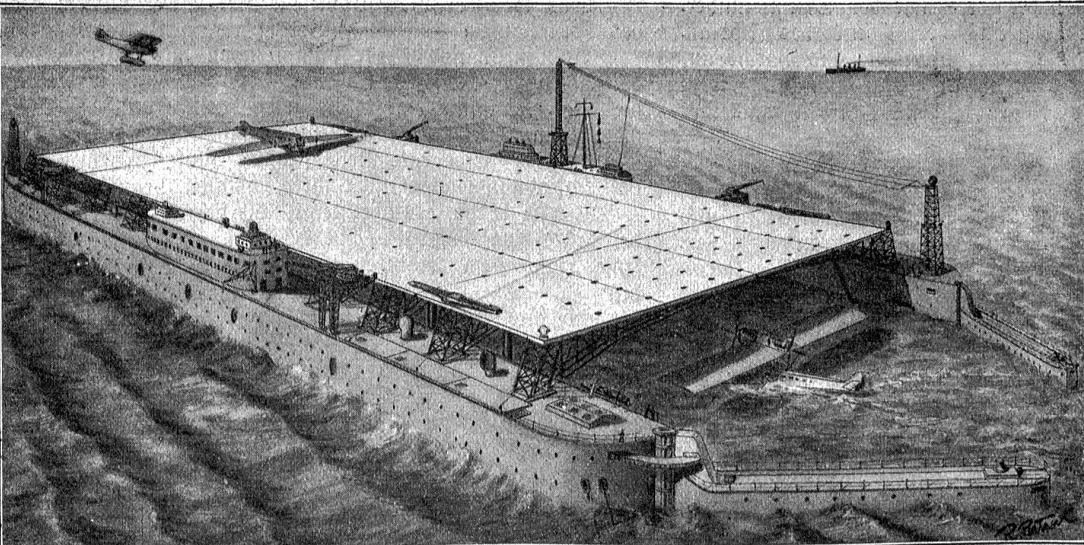
Wie unsere Abbildungen zeigen, bestehen die projektierten künstlichen Inseln aus zwei schiffähnlichen Schwimmkörpern, die durch eine Eisenkonstruktion überbrückt sind. Das Ganze ist mit schweren Treib- oder Grundankern verankert, aber nur einseitig, so daß sich die schwimmende Insel gleich einem Fahrzeug mit der Längsseite in die Windrichtung einstellen kann. Die beiden Schwimmkörper sind durch zahlreiche Schotten unterteilt zwecks Sicherung gegen Wasser-

einbruch. In den Tragschiffen befinden sich die mit elektrischen Generatoren gekuppelten Rohölmotoren (Schnitt 1) zur Erzeugung des nötigen Licht- und Kraftstromes, der auch den Antrieb der großen Ventilatoren (2) liefert. Die



Verkehrskarte des voraussichtlichen Transatlantik-Flugdienstes.

Ventilatoren dienen zur Erzeugung eines künstlichen Unter- und Gegenwindes für den Start der Landflugzeuge. Wie das Hauptbild zeigt, besitzt die Startbahn auf der ganzen Fläche systematisch verteilte Öffnungen, die mit einem Röhrensystem in Verbindung stehen. Durch diese Röhren wird ein in den Ventilatoren erzeugter Windstrom als verstellbaren Unter- und Gegenwind zur erleichterung des Startens bald in dieser, bald in einer anderen Richtung dirigiert, und zwar von einem Kommandorium aus, wo auch die Windstärke reguliert werden kann. Die Schmalseiten der Insel können mit großen Abschlüttoren geschlossen werden, so daß die gewasserten Wasserflugzeuge einen vor Sturm und Wetter geschützten Hafen unter der Insel vorfinden. Auch bietet ein hier untergebrachtes Schwimmdock die Möglichkeit zu Reparaturen aller Art.



Zukunftsblid eines schwimmenden Stützpunktes für Transoceanflieger.

Links:

Querschnitt: 1. Rohölmotoren mit gekuppelten elektrischen Generatoren. 2. Ventilatoren für Gegenwind. 3. Sammelingleitung. 4. gesteuerte Ausströmöffnungen für Unter- und Gegenwind. 5. Versteilerleitungen. 6. Schwimmdock für Wasserflugzeuge. 7. Katapult zum Starten kleinerer Flugzeuge. 8. Signalmast. 9. Funkmast. 10. Steuerungsfeuer.

Selbstverständlich befinden sich auf der schwimmenden Insel auch große Vorräte an Öl und Betriebsstoffen. Ein auf einem der Tragschiffe aufgebautes kleines Hotel bietet den Fluggästen kom-

genehmten Aufenthalt. Zur Kennzeichnung der Stützpunkte bei Nacht und Nebel sind sehr lichtstarke Ansteuerungsfeuer vorgesehen. Für Landungen zur Nachtzeit ist die Startbahn mit einer schattenlosen Rollfeldbeleuchtung sowie mit optischen Windrichtungs- und Landungsweisern ausgerüstet. Eine Funkstation mit großer Reichweite sowie eine meteorologische und eine Signalstation vervollständigen die Ausrüstung.

Höhenfeuer.

Skizze von Frieda Schmid-Marti.

(Schluß.)

In der Kneipe beim Florian Palioppi fideln Geigen und quitscht eine Handorgel. Der Florian treibt sein Geschäft im stillen Dorfwinkel, abseits der großen vornehmen Hotels. Das dumpfe, niedere Kellergesäus mit dem einzigen, niederen Fenster gibt nicht jedem Neugierigen Raum hineinzugucken. — Zur Zeit der Heuernte wird beim Florian alle Wochen getanzt. Italiener, Einheimische, Heuer und Heuerinnen, Hotelbediente, alles findet sich nächtlicherweise beim Florian... Auch heute geht es hoch her. Eine ausgelassene Fröhlichkeit herrscht. Erhitzte Gesichter, begehrliche Augen, weinfrohe Stimmen reden und schwanken in wirre Durcheinander. Dicht gedrängt klopft an Kopf Burschen und Mädchen. Die Sofia inmitten unter ihnen. Red wiegt sie sich in den Hüften. Rühn wirbt ihr Blick die Burschen. Sie fliegt von Arm zu Arm, neigt den dunklen Kopf rückwärts mit geschlossenen Augen. Ihre Lippen lassen lächend die weißen Zähne sehen. — Da kneift sie der Toni in den Arm. Sie kreischt und schlägt nach seiner Hand. „He Mädchen, hat dich der Juan fortgelassen? — Ich dachte, der liebt dich heute nicht auskneifen.“ — Der Toni flüstert dem Mädchen heiße Worte ins Ohr. Aber sie lacht, und wehrt sich seiner, — lacht ihr klingendes Lachen, — und wirbelt in Ratos Armen im Tanz davon. —

Ziellos streift im Dunkel der Nacht der Simmi umher. Zuletzt nimmt er seinen Weg nach der Schenke des Florian. — Eine Weile steht er dort draußen, und horcht auf den gedämpften Lärm, der in die stille Nacht schlägt. Gierig suchen seine Augen durch die trüben Scheiben nach der Sofia...

Wie er sie gewahrt, ist er auch schon drinnen, wenn auch nie zuvor sein Fuß die Spelunke betreten hatte. — Herrisch tut der Juan. Er reißt den Hut vom Kopf und wirkt hinüber zum Geiger. Alsobald hebt der an zu spielen. Der Simmi reißt das Mädchen in seinen Arm. Sie tanzen zusammen. Den Simmi packt eine jauchzende Wut. Und die Sofia wiegt und biegt sich, bäumt sich, als wäre ihr junger Leib erst heute zum Dasein erwacht. Hüppend summt sie die Melodie nach... Längst tanzt das Paar allein. Aber sie werden's nicht gewahr. — Längst hat der Simmi seine ganze Leidenschaft verraten. Er tanzt in seliger Hingabe. — Eine Stille füllt den dumpfen Raum. Plötzlich bricht der Geiger sein Spiel ab. Da erwacht der Simmi. Und schreitet, ohne sich umzusehen, nach der Türe. Er hält des Mädchens Hand gefaßt. Sie folgt ihm willenlos. Die Nacht ist kühl und sternklar. — Rauscht der Wildbach so, oder ist es das Blut, das in Simmis Adern kreist? — In überströmt eine Art Trunkenheit. „Küsse mich“, begehrte er drängend. Da bietet sie ihm den roten Mund. — Und lacht leise ihr klingendes Lachen.

Schwarz sticht das Juanhaus in die Nacht. — Nur aus einem Fenster bricht schwacher Lichtschein. Dort, wo die Kinder schlafen, der kleine Peider und die Annita. Still ist's im Zimmer. Die Uhr tickt. Die Kinder atmen leise und regelmäßig. Im ungewissen Licht der matt verhängten Lampe starren von den dunkellackierten, kervengetäferten Wänden die Bilder der Ahnen in lebendiger Kraft. — Alle, die lange Reihe der gepuderten Lockenköpfe, der schmalen, rassigen Gesichter, — alle schauen nach der jungen Frau, die, hingefunken an der Wiege

des Bübleins lehnt. Das Leid warf sie wie ein Sturm dorthin. Die Hände umspannen den Knauf der geschnittenen Wiege. Das Antlitz gräbt sie in die Rissen des Kindes. — Gewalttätig umklammert das wütende Leid die wehrlose Frau. Die Qual reißt an jedem ihrer Glieder und zwang sie zu Boden. Verzweiflung peitscht ihr Blut. Die blühende Qual brennt im Herzen der jungen Frau, — brennt, — und löst einen wimmernden Klagliaut von ihren Lippen. — Die Stille und Einsamkeit der Nacht zerbricht ihre ungeheure Selbstbeherrschung, löst den verkrampften Schmerz. Die Eugenia ist eine von den Frauen, die auch ihr Herzleid hüten vor der Welt. — Deren Seele aus tausend Wunden blutet, aber deren Lippen lächeln vor den Menschen. — Eine von denen, die es vermögen, kühl und klar und staunend in heimlich fragende Augen zu schauen, wenn diese wissenden Augen tastend das Seelenkämmerlein streifen... Die Eugenia vergibt sich nichts. Ihr Stolz ist grenzenlos. Sie hüllt ihr ganzes, abgrundiges Herzleid in den Mantel steifer Vornehmheit und Abwehr. — Stunden gleiten dahin. Die Frau weiß es nicht. —

Eine Schar Burschen und Mädchen zieht vorbei. Taktmäßig hallen die Schritte in der stillen Gasse. Ab und zu verhallt ein Taucher in der Sternennacht. — Ein paar fröhliche Mädchenstimmen summen das nedische Lied:

Va glüna buondragiusa
Ho'l sguard fixo sün nus,
Tü chera, ma marusa,
O sajans scorts e prus!
Schi na la hazra stria,
Ch'ans 'vains bütschos po dir,
Ed ogni ün sün via
Damaun da nus be rir! —

Der Nacht folgt wieder ein Morgen. Blau und goldig steigt er über die Berge und neigt sich auch wieder zum Abend. —

Das Heu der Badruttwiese duftet schwer unterm Dach des Juanhauses. — — — Betäubend, denkt die Eugenia.

Andern Tags in der dämmenden Morgenfrühe steht die Sofia zur Reise bereit unter der Türe und wartet auf die Post. Langsam rattert die gelbe Kutsche mit den Schwimmlen heran. Die Schellen klingen mißtonig in den kühlen Morgen. — Eine rote Nelke flammt dunkel aus dem Haar der Sofia und leuchtet über ihrer schmalen, braunen Wangen. — Wie sie in die Kutsche steigt, löst sich aus dem Schatten der Türe eine Gestalt, — der Simmi. — Jählings reicht er seine Hand dem Mädchen entgegen. Beide Hände greifen hart zu. — „Bun-di“, hauchen ihre zitternden Lippen, — und ihre Augen streifen scheu des langen Hauses weite Front.

... Noch einmal umfaßt sie mit ihrer ganzen verführerischen Macht in den warmen Bettelägen den Simmi. Langsam löst sie die Finger aus seinen Händen. Eine große Träne hängt ihr an der Wimper. Aber schon huscht ein Lächeln über ihr Antlitz. — Der Juan wendet sich weg. „Santo Dio“, murmeln die verkniffenen Lippen...

Schrill schnappt die Kutschentüre ins Schloß. Die Pferde ziehen an. Die Schellen läuten...

Der helle Schein des trüben Tages gleitet am Himmel hinauf und steht fahl über den Dächern. — — In der Ferne verklingt das Geläute. —

Der Simmi geht wankenden Schrittes in die Scheune. In das Heu der Badruttwiese gräbt er sein Antlitz und stöhnt. — Ihn fröstelt. Seine Augen schmerzen. Müdigkeit und Ekel schlagen über ihm zusammen. Aber er findet nicht Ruhe. Vergeblich müht er sich zur Klarheit. Ein Chaos verworrender Gedanken durchwirbelt sein Hirn. Und zuletzt ist es noch die eine sinnlose Klage: „O Leben, — Leben, — Leben.“ —

Die Tage gehen hin. Der bunte Strom der Sommergäste hat sich längst verlaufen. Das Dörlein liegt still, wie ausgestorben. Der rauhe Herbstwind segt über die